

DIE FRAGE ALLER FRAGEN: HAT DAS LEBEN EINEN SINN?

Das Viktor Frankl Museum in Wien ist wie eine kunstvolle Schale, in deren Mitte die zentrale und höchst persönliche Botschaft Frankls liegt: *Auch dein Leben hat einen bedingungslosen Sinn, den es unter keinen Umständen verliert.* Diese Botschaft soll in verschiedenen Varianten den Besucherinnen und Besuchern mitgegeben werden. Eine Variante davon ist der Abdruck des folgenden Textabschnittes, der zum Nachlesen und Nachdenken einlädt. Dahinter verbirgt sich der Wunsch der Autorin, dass sich niemand seiner Museumsbesichtigung erinnern möge ohne genaue Vorstellung, was es mit Frankls zentraler Botschaft auf sich hat.

Wie in den authentischen Berichten und persönlichen Zeugnissen bereits angeklungen, hat Frankl ein Motivationskonzept entwickelt, das bis in die Gegenwart unübertroffen ist. Er ging davon aus, dass das primäre Suchen und Streben des Menschen getragen wird von einem dem Menschen zutiefst innewohnenden „Willen zum Sinn“, also von einer unauslöschlichen Sehnsucht, Sinn im Leben zu entdecken, zu finden, zu verwirklichen, zu erfüllen. Für Frankl war dieser „Wille zum Sinn“ ein so spezifisch humanes Phänomen, dass er ihn weder dem genetischen Erbgut noch den Prägungen durch Erziehung und Milieueinflüsse allein zuordnete, sondern als Ausdruck der menschlichen Geistigkeit schlechthin definierte. In altgriechischem Vokabular: *Der „Nous“ streckt sich aus nach dem „Logos“* (menschliche Geistigkeit streckt sich aus nach dem Sinn). Frankls Position unterscheidet sich damit von sämtlichen anderen Motivationstheorien, die das menschliche Streben nach Glück, Macht, Erfolg, Lust, Vorteil, Gewinn und Selbstverwirklichung als ursprünglich treibende Kraft erachten. Freilich leugnete Frankl keineswegs, dass derlei treibende Kräfte im Menschen sind, aber sie waren für ihn eben nicht „ursprünglich“, sondern eher Sekundärinten-

tionen, also Seitenwege, die eingeschlagen werden, sobald sich der Hauptpfad verschließt. Seiner Überzeugung nach ist es der im „Willen zum Sinn“ frustrierte Mensch, der gierig nach Lust, Macht und sonstigen Befriedigungen der Psyche greift, um ein Ungenügen des Geistes zu kompensieren. Der „Nous“, dem sich die Sicht auf den „Logos“ verhüllt, krümmt sich in seiner Ausstreckbewegung auf sich selbst zurück. Symbolisch könnte man sich dazu einen Säugling vorstellen, der sein Köpfchen suchend der Mutterbrust zuwendet, aber dann, wenn diese nicht da ist, am eigenen Daumen lutscht. Analog entwickelt sich der Kampf um egodienliche Sinnsurrogate, wo immer ein Mensch sinnvolle Zielsetzungen verfehlt.

Wie kam Viktor E. Frankl zu seinem Konzept vom „Willen zum Sinn“? Nun, er hat sich schon sehr früh, als Gymnasiast, mit der Sinnfrage beschäftigt und sie vor allem philosophisch ausgelotet. Seine Studien führten ihn alsbald zu der Erkenntnis, dass Sinn ein transsubjektives Gebilde sein muss, das sich der menschlichen Beliebigkeit entzieht. Später hat er als junger Arzt beobachtet, dass zwischen dem äußeren Wohlergehen eines Menschen und dessen Lebenslust und Lebensfreudigkeit kein direkter Zusammenhang besteht, wohingegen sich ein enger Zusammenhang offenbart zwischen der inneren Sinnerfüllung eines Menschen und dessen Lebensbejahung. Und zwar auch dann noch, wenn es einem Menschen gar nicht „wohl ergeht“.

Beides, sowohl die Transsubjektivität des Sinns, als auch der „survival value“ des Sinns, wie die Amerikaner sagen, nämlich dessen Anfachung der Lebensbejahung sogar noch im Katastrophenfall, ist erstaunlich und erstaunt uns bis heute. Wir können es fast nicht glauben.

Was die Transsubjektivität des Sinns betrifft: Immer wieder denken Leute, sie könnten Sinnvorstellungen in ihrem Leben frei wählen, ganz nach ihren subjektiven Wünschen. Da scheint es dem einen sinnvoll, sich mittels Überstunden halb tot zu rackern, um sein neu gebautes Häuschen finan-

zieren zu können. Da definiert es ein anderer als sinnvoll, kleine gesundheitliche Beschwerden aufzubauschen, um Sozialleistungen zu erbetteln und faulenz zu können. Da hält es ein Dritter für sinnvoll, Geschäftskollegen hinter deren Rücken anzuschwärzen, um die Konkurrenz auszuschalten. Aber solch willkürlich gesetzte „Sinne“ sind eher „Unsinn“, weil sie eigenes oder fremdes Leben belasten; und das weiß das uns eingepflanzte „Sinn-Organ“ Gewissen ziemlich genau, selbst wenn wir es lautstark mit falschen Argumenten übertönen. Nur mögen wir es in unserer menschlichen Überheblichkeit nicht, etwas nicht selbst erzeugen, sondern nur *entdecken und herausfinden* zu können, sozusagen in Demut und ohne eigenwillige Garnierungen. Etwa den Aufbau des Universums zu erforschen ohne geozentrischen Mittelpunktswahn, wofür es Jahrtausende gebraucht hat. Oder die Abläufe eines Geschehnisses zu eruieren ohne Verfärbung durch eine vorgefasste Meinung, was ständiger Knackpunkt der Geschichtsschreibung ist. Sinn ist genauso wie die Sternkonstellationen oder die historische Wahrheit *vorfindlich* in der Welt, und nicht anders. Wir können ihn uns so wenig erschaffen, wie der Säugling die ihn nährenden Mutterbrust erschaffen kann.

Was ist Sinn dann überhaupt? In Kurzform und auf menschlichen Horizont bezogen könnte man sagen: *Er ist das Verwirklichungswürdigste unter dem uns jeweils Möglichen*. So ist es zum Beispiel sinnvoll, an einer Bahnhaltestelle zuerst die Fahrgäste aus einem Waggon aussteigen zu lassen, und danach einzusteigen. Es ist nicht sinnvoll, umgekehrt zu handeln, ob uns das gefällt oder nicht. So einfach das Beispiel ist, so einleuchtend ist es. Freilich gibt es stets Rücksichtslose, die sich mit Ellbogengewalt schnell ins Innere des Waggons vordrängen, um einen Sitzplatz zu ergattern. Das macht ihr Drängen vielleicht erfolgreich, belohnt es mit einem bequemen Ergebnis, aber deswegen wird ihr Verhalten nicht rückwirkend sinnvoll. Es gibt eine Instanz über uns, die –

stets bezogen auf das Hier und Jetzt einer konkreten Person – Inhalt und Ausmaß des gerade Sinnvollen bestimmt. Eine Instanz, deren „Stimme“ eben abhörbar wird über die Antennen unseres Gewissens. Obwohl also heutzutage das Schlagwort vom „Sinn machen“ umgeht ... Unter dem vielen Machbaren, das sich der „homo sapiens“ im Laufe seiner Entwicklung ausgetüftelt hat und noch austüfteln wird, befindet sich *Sinn* sicherlich nicht.

Auch die zweite Erkenntnis Franks ist schwierig zu akzeptieren. Dass ein sinnvolles und insofern zufriedenstellendes Leben nicht an gute Bedingungen gebunden sein soll, ist kaum zu fassen. Jeder möchte doch in erster Linie, dass es ihm gut geht. Eltern wollen, dass es ihren Kindern gut geht. Wer kümmert sich um die Statistik, der zufolge viele Reiche, Gesunde, Intellektuelle, Privilegierte hochgradig mürrisch, zänkisch, depressiv und rundum unglücklich sind? Immer wieder hat man mir bei Interviews die Frage gestellt: „Frau Lukas, es ist doch leicht, Sinn im Leben zu sehen, wenn man jung und hübsch und fröhlich ist, wenn man anerkannt wird, wenn man über ein ausreichendes Einkommen verfügt, etc. Aber was ist, wenn alles Schöne weg bricht? Wenn eine Krebsoperation naht, wenn die Karriere zunichte wird, wenn der liebste Mensch einen verlassen hat, wenn man senil geworden ist? Ist es dann nicht purer Hohn, noch von einem Daseinssinn zu faseln?“ Und immer wieder musste ich antworten: „Nein! Nein! Nachgewiesenermaßen ist es weder leicht, unter vortrefflichen Bedingungen das Leben sinnvoll zu gestalten, noch ist es ausgeschlossen, angesichts von Grenzerfahrungen und persönlichen Tragödien sinnvoll zu agieren bzw. sinnvolle Haltungen zu entwickeln.“ Die in der Frage anklingende Logik täuscht.

Betrachten wir die vortrefflichen Bedingungen. Ein angenehmes Leben sei jedermann gegönnt, selbstverständlich! Nur hat es leider seine Fallstricke, in denen man sich gehörig verheddern kann. Gute Lebensumstände bedeuten viele

offen stehende Wahlmöglichkeiten. Man kann Kontakte aufnehmen und kann sie wieder lösen. Man kann Bildungs- und Freizeitangebote wahrnehmen oder verwerfen. Man kann seinen Job wechseln. Man kann da und dorthin ziehen. Man kann dies und jenes einkaufen. Stets nach Lust und Laune, aber ach, wie schnell vergehen einem dabei Lust und Laune. Was so leicht aussieht, wird immer schwerer: nämlich in der Vielfalt die richtigen Entscheidungen zu treffen; diejenigen, die einem wirklich zusagen und dauerhaft etwas einbringen. Entscheidungen, die das Ich nicht zu bereuen braucht, und dem Rest der Welt nicht weh tun. Dazu kommt, dass die Industrie ihre Chance wittert und mittels pausenlosen Glücksversprechungen die Werbetrommel rührt. An Sinnsurrogaten haben wir wahrlich keinen Mangel. Die Benutzung von Schönheitskosmetika wird genauso als sinnvoll angepriesen wie die Fernreisen aus dem Katalog oder das Fahren superschneller Wagen. Das ist ja das Malheur eines bloß subjektiven Sinnbegriffs, dass er als Gütezeichen auf jedes Konsumprodukt geklebt werden kann. Schlimmer noch, dass er auch Fanatismen und Terrorakten als Mäntelchen umgehängt werden kann. Selbst Fremdenhass und Gewalteinsätze lassen sich in verwirrender Optik als sinnvoll deklarieren. In diesem Gewirre braucht es uns nicht zu wundern, wenn insbesondere die junge Generation dem Gerede vom Sinn skeptisch gegenüber steht. Und dass sich schließlich in ihr eine Art Konsens verdichtet hat, wonach es hauptsächlich „sinnvoll ist, Spaß zu haben, solange es nur geht“. Solange es geht ... das angenehme Leben inkludiert immer auch das Bangen vor dem Ende des angenehmen Lebens.

Da sind also einerseits die *guten* Bedingungen, die ungeahnte Wahlmöglichkeiten aus dem Boden sprießen lassen – und da gibt es andererseits die *miserablen* Bedingungen, die vorhandene Wahlmöglichkeiten erheblich reduzieren. Krankheiten, Unfälle, Arbeitslosigkeit und bitteres Elend engen die freien Spielräume grausam ein. Liebe Menschen, die

man verloren hat, fehlen an allen Ecken und Enden. Wenn demnach Sinn, der transsubjektive nicht *erfindbare* sondern einzig *findbare* Sinn, die Verwirklichungswürdigste aller Möglichkeiten ist, die einer Person jeweils zur Verfügung stehen (wie wir ihn umschrieben haben), dann wird klar, dass seine Auffindung angesichts eines riesigen Pools von offen stehenden Alternativen genauso problematisch ist wie in einem Zustand verglimmender Hoffnung, bei dem sich kaum mehr akzeptable Alternativen abzeichnen. *Zu viele* verlockende Möglichkeiten und *jämmerlich wenige*, noch dazu triste Möglichkeiten, sind die enormen Herausforderungen des menschlichen Geistes. Diesbezüglich haben es Personen in einem schlichten, bescheidenen Leben, das ihre Bedürfnisse deckt, am besten. *Sie* können unter Überschaubarem wählen. *Sie* können das Sinnvollste darunter am ehesten erschauen. Und – nicht zufällig – sind *sie* gemäß sämtlichen Kontrolluntersuchungen am stärksten gegen seelische Entgleisungen gefeit. Das gilt im Kleinen wie im Großen. Geschichtskundler und Ethnologen wissen längst, dass Völker mit einem gesunden Mittelstand am stabilsten sind. Wohingegen zuviel Luxus ganze Imperien untergehen lässt, und zuviel Not Aggressions- und Eskalationsausbrüche schürt.

Kehren wir zum Einzelnen zurück. Er ist irgendwo zwischen den beiden genannten Polen angesiedelt. Geht es ihm außerordentlich gut, verlangt ihm sein „Sinnorgan“ *ethisches Handeln* ab. Geht es ihm außerordentlich schlecht, ruft es ihn zu *heroischer Gesinnung* auf. Wieso das? Nun, gute Bedingungen bedeuten das Vorhandensein üppiger Ressourcen, und das Sinnvollste, wofür man Eigenbedarf übersteigende Ressourcen verwenden kann, ist eben, sie zu teilen und auszuteilen. Unterstützen, helfen, fördern, Not verringern kann ja nur derjenige, der über einen Fundus verfügt, sei er materieller oder immaterieller Art. Schlechte Bedingungen wiederum bedeuten ein unauffällbares Manko an Ressourcen, und das Sinnvollste, was angesichts dessen übrig bleibt,